

Schüler müssen in ihrem
Glauben bestärkt werden

Religion und Schule

Klaus Mertens SJ

Der Religionsunterricht ist besser als sein Ruf. „Die meisten Grundschüler lieben die Religionsstunden und verlassen diese jeweils in der Gewissheit, viel über Gott, Jesus und für ihr Leben gelernt zu haben. Freilich lässt sich diese hohe Akzeptanz in den höheren Klassen, in denen Schullust generell zunimmt, nicht halten. Aber auch hier überwiegt die Akzeptanz die Ablehnung und Abmeldungsbereitschaft bei weitem. Die Mehrheit der Schüler bescheinigt dem Religionsunterricht, einen wichtigen Beitrag zur Allgemeinbildung zu leisten und dazu zu befähigen, selbstständig über den Glauben nachzudenken. Insofern hat dieses Fach eine bildende Kraft, nicht nur programmatisch, sondern auch empirisch. Zwar kann es niemals alles kompensieren, was an anderen religiösen Lernorten wie Familie und Gemeinde möglich wäre, aber unzähligen engagierten Religionslehrern gelingt es in einem beachtlichen Ausmaß, auch bei solchen Schülern Interesse an Religion zu wecken, die in ihren Elternhäusern keine religiöse Erziehung und Bildung erfahren.“

Religionsunterricht hätte seinen guten Ruf nicht verdient, wenn er sich nur als Anwalt seiner selbst verstehen würde. Insbesondere die Debatte um das neue Fach Lebensgestaltung, Ethik und Religion hat gezeigt, dass sich hinter den Fragen nach der angemessenen Form des Umgangs von Schule mit Religion gesellschaftliche und theologische Fragen verbergen, in denen Wesentliches über das Selbstverständnis der unterschiedlichen Agenten sichtbar wird.

An der Wiege des Monotheismus steht Religionskritik. Die Rede von Gott, wie sie von Israel herausgebildet wurde, steht in Konkurrenz zu den umgebenden Religionen. Man kann dies an der Frage des Gottesnamens deutlich machen. Mose fragt Gott nach seinem Namen. Die Antwort ist eigentlich die Verweigerung eines Namens. JHWH – der „Ich bin da“ hat keinen Namen wie die anderen Götter, die sich durch Zuständigkeiten benennen lassen. JHWH ist reine Gegenwart; zweckfrei will er um seiner selbst willen anerkannt werden. Er kann nicht durch Funktionen beschrieben werden.

Wo ist der Ort, an dem man dem Gott begegnen kann, der nicht Funktionen dient, sondern dem alle Funktionen zu dienen haben? Die biblische Tradition beantwortet diese Frage mit dem Hinweis auf die Gottesebenbildlichkeit des Menschen. Die Gottesebenbildlichkeit – ich könnte auch sagen die Funktionsenthobenheit oder auch die „Würde“ des Menschen – offenbart sich vor allem da, wo der Mensch im Unterschied zum starken, funktionierenden Menschen eben keine Funktionen mehr erfüllt: als Gekreuzigter, als Armer, Behinderter, Arbeitsloser, Kranker, unter die Räuber Gefallener und so weiter. Christus offenbart sich nach Ausweis der Evangelien vor allem in den Hungernden und Dürstenden, den Obdachlosen und Fremden, den Kleinen und den Kindern. Ihre Würde will um ihrer selbst anerkannt sein. Und genau darin ist sie erkennbar und Gott ähnlich.

Das eigentliche Problem der Religion heute ist nicht die Auseinandersetzung zwischen „Atheismus“ und Religion, sondern die zwischen verschiedenen Verständnissen von Religion. Die atheistischen Ideologien haben im Verlaufe dieses Jahrhunderts gezeigt, wie man religiöse Symbole besetzen und im Namen der Ideologie Anbetung, Opfer und sogar Menschenopfer praktizieren kann. Nach dem Zusammenbruch dieser säkularisierten Religionen bietet die Moderne der Religion nun ein Schema an, das scheinbar religionsfreundlich ist, in Wahrheit aber jedenfalls die christliche Religion zur Selbstaufgabe einlädt: Die Religion möge bestimmte Funktionen für die Gesellschaft übernehmen, die sich plausibel in die Überlebensinteressen der Gesellschaft einordnen.

Notwendigkeit von Religion

Marx meinte, Religion sei Opium, doch er sagte es, weil er der Meinung war, der Mensch müsse von diesem Opium befreit werden. Die Tendenz verkehrt sich. Religion ist zwar ein Opium – aber ein unverzichtbares eben. Die Menschen brauchen Religion, um sich gegenseitig und die Gesellschaft als ganze von absoluten Heilserwartungen zu entlasten. Sie brauchen Religion, um die Werte zu stabilisieren, auf denen die demokratische, rechtsstaatliche Gesellschaft beruht, die sie aber aus sich heraus immer weniger sichern kann. Sie brauchen Religion, um mit dem Tod umzugehen. Sie brauchen Religion, um Urvertrauen wiederzugewinnen und damit psychische Gesundheit. Soziale, therapeutische und auch pädagogische Funktionen umgarnen die Religion; das Wahrheitskriterium wird in Wahrheit zu einem Funktionskriterium – Religion ist gut, insoweit sie diese Funktionen erfüllt; sie ist abzulehnen, insofern sie diesen Funktionen nicht gerecht wird. Die Funktionskriterien werden auch zu den entscheidenden Bewertungskriterien für den gesellschaftlichen Wert des Religionsunterrichts.

Doch das funktionalistische Religionsverständnis kann sich nicht von den Voraussetzungen einer Kultur ablösen, die durch die Feuerbäche der Religionskritik gegangen ist. Deswegen steht es in einem unauflösbaren Dilemma: Religion kann nicht funktionieren, gerade wenn und insofern man sich ihres Funktionszusammenhangs bewusst ist und sie deswegen praktiziert.

Pädagogen leiden besonders unter dem Druck, die Welt unter funktionalistischer Rücksicht anzugehen. Das gilt auch für die Bildungsplaner. Sie setzen außerschulische Zwecke und fragen, wie weit die Schule diesen Zwecken dient und wie weit nicht. Auch kirchliche Schulplaner sind von dieser Versuchung keineswegs frei. In Zeiten des aufgeklärten Bürgertums spielte die disziplinarische Verzweckung der Religion eine besonders wichtige Rolle: Gott droht mit ewigen Strafen für den Fall, dass man die Regeln des Erziehungsbetriebes verletzt. Ein großer Teil der gerade von christlichen Erziehungsanstalten produzierten Entfremdung von Religion liegt in dieser pädagogischen Verzweckung der Religion begründet. Der Atheismus kommt aus der Kirche, nicht aus der „atheistischen“ Gesellschaft, gerade wenn die Kirche das, was sie zu bezeugen hat, als Mittel zu anderen Zwecken gebraucht. Das heutige Bemühen, Religion in den Dienst der gesellschaftlichen Moral zu stellen, ihre Plausibilität durch ihre Nützlichkeit herzustellen zu wollen, den Religionsunterricht zu einer Agentur der Werte-Erziehung zu machen, geht in eine ähnliche Richtung.

Es gibt aber auch die umgekehrte Verzweckung der Schule durch die Religion. Das „Heilige“, der Selbstzweck, dem Schule zu dienen hat, besteht ja nicht in den Selbsterhaltungsinteressen von bestimmten religiösen Praktiken oder eines kirchlichen Milieus. Der Selbstzweck, dem Pädagogik dient, ist der Schüler beziehungsweise die Schülerin, ihr Verhältnis

zur Wahrheit, ihr Erkenntnisgewinn, auch ihr Erkenntnisgewinn in Bezug auf Gott. Alle Pädagogik, die diesen Namen verdient, hat etwas von der unbeweglichen Waage an sich, von der Ignatius von Loyola zu Beginn seiner *Geistlichen Übungen* spricht: Der Magister solle sein wie eine (unbewegliche) Waage zwischen der Seele und Gott, damit sich diese beiden, vermittelt durch seine Unbewegtheit, wirklich frei bewegen und miteinander austauschen können. Wenn nun aber der kirchlich-pädagogische Agent Eigeninteressen hat, die er auf die eine oder andere der beiden Waagschalen mit hineinlegen will, dann stört er die Kommunikation zwischen der Seele und Gott. Genau das geschieht, wenn Kirche Schule zum Beispiel zur Selbstdarstellung benutzt; wenn Schülerinnen und Schüler in einer Zeit schrumpfender kirchlicher Jugendverbände als Staffage für kirchliche Großveranstaltungen herangekarrt werden; wenn Kirche Religionsunterricht betreibt, um damit sich selbst als Milieu zu reproduzieren – und entsprechend aggressiv reagiert, wenn es sich erweist, dass sich weder das schulische Geschehen insgesamt noch die konkreten Agenten darin (Schüler und Lehrer) dafür instrumentalisieren lassen; wenn Kirche ungeduldig mit Schule wird, weil die Ergebnisse im Sinne der kirchenbetrieblichen Eigeninteressen so mager sind oder auch nur erscheinen.

Zweifacher Diskurs

Es ist ein Unterschied, ob man aus dem Glauben oder über den Glauben spricht. Der gläubige Mensch sagt: „Christus hat mich ergriffen, er hat mich in Besitz genommen.“ Ein solches Sprechen ließe sich im Anschluss an George Steiner als „primärer Diskurs“ bezeichnen. Er findet, was das religiöse Sprechen betrifft, in der Anbetung statt, im Bekenntnis, im Gebet, im Gottesdienst, aber auch in Taten, in der Hinwendung zu den Armen, den Not Leidenden, den Kleinen und Schwachen und

überhaupt in den Torheiten der Heiligen. Der „sekundäre Diskurs“ hingegen ist Sprechen aus der Distanz – über den Glauben. An diesem Diskurs können sich Gläubige und Nicht-Gläubige gleichermaßen beteiligen.

Die Not der Moderne, auch der modernisierten Kirchen in ihrem Verhältnis zur Religion, besteht nun darin, dass sie sich im „sekundären Diskurs“ über Religion heiß redet, dabei auch zu Einsichten über Sinn und Zweck von Religion gelangt, aber dadurch nicht gläubiger wird und auch ihre Schüler und Schülerinnen an ihren Schulen nicht gläubiger „macht“. Vereinfacht gesagt: Der Religionsunterricht ersetzt das Beten nicht, im Gegenteil: Er kann zur Ersatzhandlung für den fehlenden „primären Diskurs“ werden und gerade dadurch verdecken, was aufgedeckt werden müsste: dass am Anfang der Religion der „primäre Diskurs“ steht. Aber der „primäre Diskurs“ kann nur durch Praxis sichtbar gemacht werden, nicht durch den „sekundären Diskurs“ – dadurch, dass er getan wird, nicht dadurch, dass über ihn geredet wird. Eine Unterrichtseinheit über das Beten macht nicht nur nicht fromm; sie führt vom Beten weg, wenn sie sich nicht öffnet für die real existierende Sehnsucht nach dem Gebet und diese Sehnsucht sich aussprechen und ausagieren lässt.

Aus dem von dem „primären Diskurs“ losgelösten „sekundären Diskurs“ über Religion gibt es keine Rückkehr in den primären Diskurs. Über ein solches Verfahren hat Paul Tillich einmal gesagt, es sei so ähnlich, als wolle man „vom Sohn her die Mutter schaffen und den Vater aus dem Nichts rufen“. Daraus folgt, dass Religion in der Form des „primären Diskurses“ in der Schule vorkommen muss, wenn sie überhaupt in ihr vorkommen will. Eine radikale Reduktion des Religionsunterrichtes auf „sekundären Diskurs“, wie er zum Beispiel in Lebensgestaltung, Ethik und Religion vorgesehen ist, ist identisch mit einer aktiven Ausgrenzung der religiösen

Dimension des Menschen aus der Schule und damit auch aus der Gesellschaft. Hier zeigt sich die religionsfeindliche Seite hinter der Fassade der „Toleranz“ gegenüber der aktiv gelebten Religion.

Vollzüge des „primären Diskurses“ finden in der Schule über den Religionsunterricht hinaus immer statt. Als Erstes wäre bewusst zu machen, dass das Verhältnis zwischen Schülern und Lehrern religiöse Würde hat. „Lehrer, was ist dir heilig?“ oder: „Lehrer, ist dir der Schüler heilig?“ Die Frage ist einseitig gestellt und auch einseitig zu beantworten, denn das Lehrer-Schüler-Verhältnis ist dem Verhältnis zwischen Kindern und Eltern darin ähnlich, dass es asymmetrisch ist, das heißt nicht auf Gegenseitigkeit beruht. Auch der Schüler oder die Schülerin, denen – scheinbar – nichts heilig ist, sind dem Lehrer oder der Lehrerin heilig; ähnlich wie die Elternliebe, die auch dann noch liebt, wenn die Liebe nicht erwidert wird. In der unbedingten Anerkennung der personalen Würde des Schülers liegt sozusagen der anonyme „religionsstiftende“ Akt der Erziehung, die erste „Weitergabe des Glaubens“. Die Anerkennung der Würde des Schülers vollzieht sich im „primären Diskurs“ – in der Art und Weise, mit ihm zu sprechen, mit ihm umzugehen, ihn ernst zu nehmen.

Als Zweites wäre darauf hinzuweisen, dass Religion mehr ist als Religionsunterricht. Viele Schüler und Schülerinnen erzählen, dass die ausschlaggebende Begegnung für ihre religiöse „Sozialisation“ nicht ihr Religionslehrer, sondern zum Beispiel ihre Deutsch- oder Physiklehrerin gewesen sei. Diese Erfahrung deckt auf, dass am Grunde eines jeden Faches etwas liegt, was religiöse Qualität hat.

Fächerverbindende Kommunikation

Daraus folgt, dass schulische Erziehung, die an der religiösen Frage interessiert ist, die Kommunikation zwischen den Fächern fördert. Verbindung der Fächer

durch lebendige Kommunikation liegt im Gegenteil zur Spezialisierungstendenz, der auch die Religion durch den Religionsunterricht zum Opfer fallen kann. Dies bedeutet keineswegs die Auflösung des Religionsunterrichts als Spezialfach. Nur muss ein waches Bewusstsein dafür erhalten werden, dass mit dem Religionsunterricht allein die Frage nach der religiösen Prägung einer Schule noch nicht beantwortet ist.

Schule ist mehr als Unterricht. Was Religion betrifft, so stellt sich hier die Frage nach den Möglichkeiten von religiöser Praxis an der Schule. Zwar bedeutet Religionsunterricht nicht einfach nur „sekundärer Diskurs“ über Religion, wie ihn etwa das Konzept des rein religionskundlichen Unterrichts vertritt. Doch Unterricht hat eine immanente Tendenz zum „sekundären Diskurs“, gerade weil es ihm ja nicht erspart bleibt und erspart bleiben soll, Ergebnisse hervorzubringen und Leistungen nach überprüfbaren Kriterien zu bemessen. Doch umso dringlicher stellt sich die Frage nach Räumen für religiöse Praxis in der Schule, die frei von aller Bewertung und allem Leistungsdruck sind. Dabei denke ich nicht nur an Gesang und Gebet in der Schule, sondern auch an die Begegnung mit anderen Menschen; mit leidenden Menschen etwa, die auch gerade dann nicht aus dem Gesichtskreis zu verdrängen sind, wenn man ihnen nicht helfen kann; die Begegnung mit dem „Fremden“ vor meiner eigenen Haustür; das Einbrechen des Todes; der Umgang mit Schuld, wenn sie sich in der Schule ereignet, und so weiter. Und dies alles nicht, um Bewältigungsstrategien aller Art zu lernen, sondern um diese Wirklichkeit überhaupt wahrzunehmen und vor ihr zu verstummen, damit Gott mit dem Sprechen anfangen kann. Denn – um es mit Worten aus dem „primären Diskurs“ zu sagen: Der eigentliche „Religionsstifter“ ist Gott. Dem kann sich auch die Schule nicht entziehen.